

Können die Tiere Schönheit wahrnehmen und empfinden?

Von K. MÖBIUS.

Für jemand, der nach den Gründen sucht, warum wir viele Tiere schön finden, manche nicht schön oder häßlich, liegt es nahe, zu fragen, ob auch die Tiere fähig sind, das Schöne in ihrer Umgebung wahrzunehmen. Einer der größten Biologen des 19. Jahrhunderts, CH. DARWIN, bejaht diese Frage in einer seiner inhaltreichsten und anziehendsten Schriften, in dem zweibändigen 1871 erschienenen Werke: Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Hier sagt er: »Das Gefühl für Schönheit ist für ein dem Menschen eigentümliches erklärt worden. Wenn wir aber sehen, wie männliche Vögel mit Vorbedacht ihr Gefieder und dessen prächtige Farben vor dem Weibchen entfalten, während andere nicht in derselben Weise geschmückte Vögel keine solche Vorstellung geben können, so läßt sich unmöglich zweifeln, daß die Weibchen die Schönheit ihrer männlichen Genossen bewundern.«¹

»Geschlechtliche Zuchtwahl setzt voraus, daß die anziehenden Insekten von dem andern Geschlecht vorgezogen werden, und da es bei den Insekten, wenn die Geschlechter voneinander abweichen, das Männchen ist, welches mit seltenen Ausnahmen am meisten geziert ist und welches am meisten von dem Typus, zu welchem die Art gehört, abweicht, und da es das Männchen ist, welches begierig das Weibchen aufsucht, so müssen wir annehmen, daß gewöhnlich oder gelegentlich das Weibchen die schöneren Männchen vorzieht und daß diese hierdurch ihre Schönheit erlangt haben.«²

»Die Männchen der Vögel entfalten ihre Reize mit ausgesuchter Sorgfalt und zu ihrer besten Wirkung; und dies geschieht in Gegenwart der Weibchen. Anzunehmen, daß die Weib-

¹ CHARLES DARWIN, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen übersetzt von J. VICTOR CARUS, Stuttgart 1871, I, S. 53. Besonders beachtenswerte Worte sind hier erst gesperrt gedruckt worden.

² A. a. O. I. S. 375.

chen die Schönheit der Männchen nicht würdigen, hieße der Meinung sein, daß ihre glänzenden Dekorationen, alle ihre Pracht und Entfaltung nutzlos sind; und dies ist nicht glaublich. Vögel haben ein feines Unterscheidungsvermögen, und in einigen wenigen Fällen läßt sich zeigen, daß sie einen Geschmack für das Schöne haben.*¹

»Der männliche Argusfasan erlangte seine Schönheit allmählich, und zwar dadurch, daß die Weibchen viele Generationen hindurch die in höherm Grade geschmückten Männchen vorzogen, während die ästhetische Fähigkeit der Weibchen durch Übung und Gewohnheit in derselben Weise, wie unser Geschmack allmählich veredelt wird, allmählich fortgeschritten ist.*²

»Der Fall bei dem männlichen Argusfasan ist außerordentlich interessant, weil er einen guten Beleg dafür bietet, daß die raffinierteste Schönheit nur als Reizmittel für das Weibchen dienen kann und zu keinem andern Zweck.*³

»Obgleich viele Fasanen und verwandte hühnerartige Vögel sorgfältig ihr schönes Gefieder vor den Weibchen entfalten, so ist es doch merkwürdig, daß dies bei den trübe gefärbten Ohren- und WALLICHschen Fasanen (*Crossoptilon auritum* und *Phasianus Wallichii*) nicht der Fall ist; es scheinen daher diese Vögel sich dessen bewußt zu sein, daß sie wenig Schönheit zu entfalten imstande sind.*⁴

»Ein jeder, welcher das Prinzip der Entwicklung annimmt und doch große Schwierigkeit empfindet, zuzugeben, daß weibliche Säugetiere, Vögel, Reptilien und Fische den hohen Grad von Geschmack erlangt haben, welcher wegen der Schönheit der Männchen voraussetzen ist und welcher im allgemeinen mit unserm eigenen Geschmack übereinstimmt, muß bedenken, daß in jedem Gliede der Wirbeltierreihe die Nervenzellen des Gehirns die direkten Abkömmlinge derjenigen sind, welche der gemeinsame Urerzeuger der ganzen Gruppe besessen hat.*⁵

In diesen Sätzen schreibt DARWIN den Wirbeltieren und Insekten weit höhere geistige Fähigkeiten zu, als sie sonst durch ihr Verhalten infolge empfangener Sinnesreize zu erkennen geben.

Da wir uns in das Seelenleben der Tiere nur dadurch hinein-denken können, daß wir ihnen ähnliche geistige Zustände zuschreiben, wie wir in uns selbst erleben, so hätte DARWIN sich

¹ A. a. O. II, S. 205.

² A. a. O. II, S. 353.

³ A. a. O. II, S. 79.

⁴ A. a. O. II, S. 80.

⁵ A. a. O. II, S. 353.

fragen und klar machen sollen, in welchem geistigen Zustande wir uns befinden, wenn wir eine von uns wahrgenommene Erscheinung schön finden, ehe er aus rein hypothetischen Gründen Tieren Wahrnehmung des Schönen und ästhetischen Geschmack zuschrieb. Das hat er nicht getan, und auch die besten mir bekannten Darsteller seiner Lehren haben diese wichtige Erörterung unterlassen.

Was nennen wir schön?

Nach HEYNE ist das Wort schön eine passive Adjektivbildung von dem Verbum schauen¹. Ursprünglich bezeichnet es auffallende Eigenschaften von Menschen, Tieren, Pflanzen und anderen sichtbaren Gegenständen; in weiterer Bedeutung wird es auch für gut, angenehm, behaglich, zierlich gebraucht und auch auf Empfindungen durch andere Sinne als durch das Auge bezogen. Man spricht von schöner Musik, schönem Geruch, schönem Geschmack einer Speise; in mehr vergeistigter Bedeutung von schönen Gedanken, schönen Taten.

Wenn DARWIN von der Schönheit männlicher Tiere spricht, wenn er annimmt, daß die Weibchen die Schönheit ihrer männlichen Genossen bewundern und die schöneren Männchen zur Paarung vorziehen, so kann er den Begriff schön nur in der engeren ästhetischen Bedeutung auffassen. Das Schöne fällt auf, es versetzt den, der es sieht oder hört, in eine angenehme Stimmung, es gefällt ihm; es hat für ihn einen ihn fesselnden und beruhigenden Lustwert.

Unsere Freude am Schönen der Natur und Kunst entspringt aus Gesichts- und Gehörsempfindungen. Reizungen des Geruchs-, Geschmacks- und Tastsinnes können uns auch sehr angenehme Empfindungen bereiten, aber in rein ästhetische Stimmungen versetzen sie uns nicht. Wir fühlen sie stets deutlich an bestimmten Körperstellen. Wenn wir Schönes sehen, Schönes hören, haben wir keine wohligen Körpergefühle in den Augen und Ohren. Wahrnehmungen des Schönen durch diese Sinne sind weit mehr vergeistigt, als Geruchs-, Geschmacks- und Tastempfindungen.

Die Schönheit angeschauter Formen entspringt daraus, daß wir sie als ein von ihrer Umgebung abgesondertes Ganzes auffassen, welches Teile enthält, deren Zahl, Größe, Begrenzung und Anordnung die mühelose Erfassung des Ganzen erleichtern.

Die Schönheit der Farben hängt ab von ihrer Verteilung auf der betrachteten Körperform, von dem Grade ihrer Helligkeit und dem Verhalten der verschiedenen Farben zueinander; ob sie grell zusammentreffen, allmählich ineinander übergehen oder als Ergänzungsfarben angenehm zusammenstimmen.

¹ M. HEYNE, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1890—1895, III, S. 455.

Bewegungen angeschauter Formen erscheinen uns schön, wenn sie sich regelmäßig wiederholen, wenn sie den Niederzug der Schwere überwinden oder ihm gesetzmäßig folgen.

Schönheit der Töne entspringt daraus, daß sie gesetzmäßig aufeinanderfolgen und zusammenklingen.

An und für sich sind Formen, Farben, Bewegungen und Töne nicht schön. Schönes hat außer seinem objektiven Inhalt stets auch noch subjektiven Wert. Es versetzt den, der es wahrnimmt, in einen angenehmen Bewußtseinszustand. Aus dem anschaulichen mühelosen Erkennen des Gesetzmäßigen in Formen, Farben, Bewegungen oder Tönen entspringt die Freude am Schönen, der ästhetische Genuß. Voll verwirklicht ist das Schöne erst in dem, der es empfindet und genießt. Nach der ersten Empfindung der schönen Erscheinung, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, erwarten wir ihre weitere gesetzmäßig fortgehende Wirkung; indem wir diese wahrnehmen, erleben wir die Harmonie unseres Empfindens und Denkens mit der schönen Wirklichkeit. Aus diesem Erlebnis entspringt der Schönheitsgenuß. In diesem Zustande haben wir den angeschauten schönen Gegenstand so völlig in uns vergeistigt, daß uns kein Verlangen, ihn noch anders zu benutzen oder noch weiter zu ergründen, als wir ihn schon kennen, von dem reinen ästhetischen Genuße ablenkt, ihn stört oder beunruhigt.

Sobald das Verlangen nach anderer Lust an dem angeschauten Gegenstande auftritt und Platz gewinnt, verschwindet der reine ästhetische Genuß an seiner Schönheit.

Dürfen wir aus dem Verhalten der Tiere gegen ihre Umgebung, gegen ihre Artgenossen, gegen uns schließen, daß sie ähnliche solche psychische Zustände erleben, wenn sie Formen, Farben und Bewegungen sehen oder Töne hören?

Die Augen und Ohren der Säugetiere und Vögel sind denen des Menschen so ähnlich gebaut, daß Licht- und Schallreize in ihnen sehr wahrscheinlich ähnliche Gesichts- und Gehörsempfindungen erregen, wie wir wahrnehmen, wenn wir dieselben Erscheinungen sehen und hören. Wir dürfen das aus den Bewegungen schließen, die sie auf bestimmte Licht- und Schallreize ausführen. Sie erkennen ihre Wohnstätten, ihre Nahrung an deren Gestalt, Farbe und Geruch, ihre Artgenossen und andere Tiere auch an ihren Bewegungen, also durch ganz bestimmte Sinnesreize, die von diesen Erscheinungen ausgehen.

Insekten werden durch die von ihrer Umgebung abweichenden Formen und Farben der Blumen gereizt, Honig in ihnen zu suchen. Auch alle anderen wirbellosen Tiere werden durch von außen kommende

Sinnesreize veranlaßt, ihre Bedürfnisse nach Nahrung und Zeugung erhaltungsmäßig zu befriedigen. Aus den Empfindungen und Gefühlen, die mit der Ausführung dieser wichtigen Lebenstätigkeiten der Tiere verbunden sind, besteht der ganze Inhalt ihres Selbstgefühls, ihres Lebensgenusses.

Helle Farben von Blumen, von Früchten und Beutetieren reizen sehende Tiere, die nach ihnen suchen, um ihr Nahrungsbedürfnis zu befriedigen, offenbar stärker als dunklere und mattere Farben.

Die Raubtiere suchen die von ihnen erblickten Beutetiere möglichst schnell zu bewältigen. Die Pflanzenfresser reißen Früchte, Blätter und andere Pflanzenteile ab und verschlingen sie. Die honigsuchenden Insekten kriechen schnell in die Blumen hinein zu den Nektarien. Keins dieser Tiere benimmt sich so, daß wir annehmen dürfen, der Anblick der Formen und Farben ihrer Nahrungsmittel fessele ihre Aufmerksamkeit und gefalle ihnen als etwas Schönes. Die sie anlockenden Formen, Farben und Bewegungen können ihnen kein ästhetisches Wohlgefallen bereiten, weil sie unfähig sind, das Gesetzmäßige in den Naturerscheinungen wahrzunehmen.

Aus dem wiederholten Erleben von Tag und Nacht, von Sommer und Winter schließt kein Tier auf die regelmäßige Wiederkehr der Tages- und Jahreszeiten, auch solche Tiere nicht, die Nahrungsvorräte einsammeln, wie z. B. die Bienen und Hamster, wenn sie durch vorhandenen Überfluß von Nährstoffen gereizt werden, mehr davon anzuhäufen, als sie zur Zeit verbrauchen können. Daß sie später die neben ihnen liegenden Vorräte verzehren, wenn sie in ihrer Umgebung keine Nahrung finden, ist ein sehr natürlicher Vorgang; sie wußten aber nicht voraus, daß diese später dazu dienen sollten, sie vor dem Verhungern zu schützen.

Auch die Zugvögel werden nicht durch die Kenntnis des gesetzmäßigen Wechsels der nahrungsreichen und der nahrungsarmen Jahreszeiten veranlaßt, aus dem einen Teile ihrer großen Wohngebiete in den andern zu wandern, sondern stets nur durch klimatische Veränderungen in ihrer Umgebung, also durch Wahrnehmung gegenwärtiger Naturerscheinungen, nicht durch Vorauswissen oder Vorausfühlen zukünftiger Zustände in den entfernten Teilen ihres großen Wohngebietes.

Eine große Zahl Störche, Kiebitze, Lerchen, Bachstelzen, Stare und Steinschmätzer, die aus dem wärmern Süden in Pommern angekommen waren, gingen infolge ungewöhnlich später Schneefälle vom 7. bis zum 9. April 1837 zugrunde.¹ Sie mußten verhungern, weil sie keine Nahrung

¹ E. F. v. HOMEYER, Die Wanderungen der Vögel. Leipzig 1881. S. 210.

fanden. Wenn sie den Schneefall vorausgesehen, vorausgeföhlt hätten, so würden sie länger in südlicheren schneefreien Gegenden geblieben sein.

Daß nordeuropäische Zugvögel ihre Wohnungen, ihre Geburtsstätten wiederfinden, müssen wir uns dadurch erklären, daß sie durch gegenwärtige Sinnesreize an frühere ähnliche Sinnesreize erinnert werden. Indem Erinnerungen an früher Wahrgenommenes in ihnen auftauchen, machen sie Erfahrungen und benehmen sich diesen gemäß bei der Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Der Anblick der Berge, Wälder, Wiesenflächen, Flüsse, Seen, Meere, über welche sie in der Herbstwanderung nach Süden hinweggeflogen sind, leitet sie gleich einem Ariadnefaden nach ihrer nordischen Heimat zurück.

Die Tiere wissen nicht, daß sie durch die Befriedigung ihres Hungers und Durstes ihr Leben erhalten. Jede Kenntnis des hohen Wertes ihrer geschlechtlichen Vereinigung fehlt ihnen. Die Säugetiere, Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische, welche Nester für ihre Brut bauen, diese nähren und schützen, wissen nicht, daß diese Tätigkeiten, denen sie sich ganz hingeben, die wichtige Folge ihrer vorher ausgeführten Begattung sind.

Das ganze psychische Verhalten der Wirbeltiere bis zu den hochausgebildeten Säugetieren und Vögeln hinauf steht also im Widerspruch mit der Meinung DARWINS, daß die Männchen ihre Reize mit ausgesuchter Sorgfalt und zu ihrer besten Wirkung entfalten, und daß die Weibchen von den sie umwerbenden Männchen die in höherm Grade geschmückten zur Paarung auswählen. Er traut den Tieren Einsichten in die Ursachen und Folgen ihres Empfindens und Tuns zu, deren sie nicht fähig sind.

Lebende Wesen, die ihre Schönheit, ihre Reize mit ausgesuchter Sorgfalt entfalten sollen, müssen diese kennen. DARWIN sagt aber nichts darüber, auf welche Weise schöne Männchen Kenntnis von ihrer eigenen Schönheit erlangen könnten. Schwerlich durch die Betrachtung und Bewunderung ihrer Spiegelbilder in ruhigen Wasserflächen. Auch nicht durch den Anblick anderer schöner Männchen ihrer Art, die mit ihnen als Nebenbuhler vor einem umworbenen Weibchen erscheinen. Denn die Gegenwart schöner Nebenbuhler versetzt sie nicht in ruhige Bewunderung ihrer auffallenden Stellungen und Farben, sondern erfüllt sie mit Abscheu, Haß und Kampflust.

Die auffallenden Farben, Stellungen und Bewegungen männlicher Tiere in der Paarungszeit sind lediglich der Ausdruck lebhafter Haut- und Muskeltätigkeit und behaglichen Kraftgeföhls, das ihren ganzen Körper in der Zeit geschlechtlicher Erregung durchdringt.

Wiederholt hat man beobachtet, daß gefangene Vogel Männchen balzen, ohne daß Weibchen gegenwärtig sind. Zwei männliche Paradies-

vogel der Spezies *Paradisea apoda* L. von den Aru-Inseln, die im Herbst 1905 in großen Glaskäfigen des Zoologischen Gartens in Berlin zu sehen waren, entfalteten ihre Reize, obgleich keine Weibchen zugegen waren. Ebenso verhielten sich früher daselbst auch unbeweibte männliche Büffelweber *Textor albirostris* Sws. und Seidenstare *Poliopsar sericeus* Gm.

Die Stute gibt sich dem Hengste nicht hin aus Wohlgefallen an seiner schönen Gestalt und Farbe, sondern infolge des vollkräftigen Zustandes ihrer Geschlechtsorgane und des dadurch erweckten Paarungsbedürfnisses, das freilich durch den Geruch, das Wiehern und den Anblick eines kraftvollen brünstigen Hengstes noch gesteigert werden wird.

Die Hirschkuh wird wahrscheinlich ein starker, laut schreiender Hirsch mit großem Geweih geschlechtlich mehr reizen als ein Hirsch mit dünnen Stangen und wenigen Enden. Da sie aber das Gesetzliche in der Geweihbildung nicht erkennt, so kann sie sich auch nicht darüber freuen, kann sie auch keine Vergleiche zwischen den verschiedenen Graden der Schönheit der sie umwerbenden Hirsche anstellen, um sich schließlich demjenigen hinzugeben, der sie ästhetisch am meisten befriedigt hat.

Der hochgehobene ausgebreitete Schwanz eines balzenden Pfauhannes wird wahrscheinlich nicht nur der Pfauhenne, sondern auch anderen Tieren, die ihn erblicken, als etwas Ungewöhnliches auffallen; aber daß sie an der fächerförmig symmetrischen Stellung der Federn und der regelmäßigen Bildung und Anordnung der Augenflecken Gefallen haben könnten, wie wir, das dürfen wir ihren geistigen Fähigkeiten nicht zutrauen. Die Pfauhenne habe ich oft neben dem balzenden Hahn, gleichgültig gegen dessen Reize, nach Futter suchen und picken gesehen. Die uns entzückende Schönheit des Pfauenschwanzes hat für die Henne höchstens einen ähnlichen Reizwert wie der Duft des Moschusbocks für das weibliche Moschustier und der Bockgeruch für die Ziege. Die weiblichen Schmetterlinge werden ihre Männchen an deren Bewegungen, Farben und Düften erkennen. Die von diesen verschiedenen männlichen Eigenschaften ausgehenden Sinnesreize werden wahrscheinlich ihr geschlechtliches Lustgefühl steigern, aber ihnen keinen ästhetischen Genuß bereiten, der sie bestimmen könnte, sich endlich dem schönsten Männchen zu überlassen.

Nach den Beobachtungen von SCHILDE gelangen die prächtigen Männchen der sogenannten Feuerfalter: *Polyommatus virgaureae*, *alciphron*, *hippothoë*, der Schillerfalter: *Apatura iris*, *ilia*, des Aurorafalters *Anthocharis cardamines*, gewöhnlich mehr oder weniger abgeflogen, beschädigt und unscheinbar, zur Kopulation mit ihren, später

als sie der Puppe entsteigenden Weibchen.¹ Die schönen Farben und Zeichnungen und der prachtvolle Glanz der Flügel männlicher Schmetterlinge können also für die Weibchen nicht den hohen Reizwert haben, welchen ihnen DARWIN zuschreibt.

A. R. WALLACE, der ausgezeichnete Mitbegründer der Abstammungslehre, prüft und beurteilt in dem zehnten Kapitel seiner Schrift: »Darwinism« die Hypothese der geschlechtlichen Zuchtwahl und kommt zu dem Schlusse, »daß wir keinen Grund haben, weiblichen Vögeln Geschmack für feine Unterschiede in der Form, Farbe und Zeichnungen ihrer Männchen zuzuschreiben. Die uns schön erscheinenden Eigenschaften derselben seien der äußere Ausdruck ihrer Reife und Kraft. Wenn die schönsten Männchen nicht auch die gesündesten und kräftigsten seien, so wären sie sicherlich auch nicht am meisten geeignet, ihre Eigenschaften zu vererben. Die Theorie der weiblichen Auslese habe die Aufmerksamkeit auf ein höchst merkwürdiges und anregendes Gebiet von Erscheinungen hingelenkt; sie sei aber nicht länger haltbar.«²

Da wir jetzt wissen, daß die Farben und Zeichnungen der Schmetterlinge abgeändert werden durch die Beschaffenheit der Raupen-nahrung, durch die Wärmegrade und den Sauerstoffgehalt der Luft in der Umgebung der Raupen und Puppen während ihrer Entwicklung, so darf der Ausbildung schöner Schmetterlingsflügel durch sexuelle Zuchtwahl kein Einfluß mehr zugeschrieben werden.³ Gegenüber den Einwirkungen der schwankenden äußeren Lebensbedingungen würde schwerlich auch der feinste ästhetische Geschmack der weiblichen Schmetterlinge bemerkbare Verschönerungen ihrer Männchen hervorbringen, auch dann nicht, wenn er in Hunderten von Generationen in gleicher Richtung tätig wäre.

Schon vor WALLACE haben WIGAND⁴ und VON BAER⁵, nachher auch WEISMANN⁶, PLATE⁷, GUENTHER⁸ u. a. wichtige Gründe gegen die Hypo-

¹ JOH. SCHILDE, Berliner Entomologische Zeitschrift. Bd. 34. Berlin 1890. S. 171.

² A. R. WALLACE, Darwinism. An exposition of the theorie of natural selection with some of its applications. London 1889. S. 294—295.

³ Dr. M. Gräfin VON LINDEN, Physiologische Untersuchungen an Schmetterlingen. Zeitschr. f. wiss. Zoologie, Bd. 82, 1905, S. 411—444.

⁴ A. WIGAND, Der Darwinismus und die Naturforschung NEWTONS und CUVIERS. Braunschweig 1874. S. 150—186.

⁵ K. E. VON BAER, Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Petersburg 1876. S. 346—355.

⁶ A. WEISMANN, Vorträge über Deszendenztheorie. 2. Aufl. Jena 1904. S. 171—195.

⁷ L. PLATE, Über die Bedeutung des DARWINschen Selektionsprinzips und die Probleme der Artbildung. 2. Aufl. Leipzig 1903. S. 106—139.

⁸ K. GUENTHER, Zur geschlechtlichen Zuchtwahl. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie. Jahrgang II. Berlin 1905. S. 321—335.

these der geschlechtlichen Zuchtwahl geltend gemacht. Keiner ihrer Darsteller und Beurteiler spricht sich aber klar und deutlich darüber aus, ob die Fähigkeit der Tiere, verschiedene Formen, Farben und Bewegungen wahrzunehmen und scharf zu unterscheiden, auch zugleich das Vermögen einschlieÙe, deren Schönheit zu erkennen, daran Gefallen zu finden und diesem entsprechend zu handeln.

Ich habe versucht nachzuweisen, daß wir den Tieren das Vermögen, Schönheit wahrzunehmen, deshalb nicht zuschreiben dürfen, weil sie nicht imstande sind, das Gesetzmäßige in den auf sie einwirkenden Naturerscheinungen zu erkennen.

Unsere Kinder sind in ihren ersten Lebensjahren auch noch nicht fähig, in den von ihnen wahrgenommenen Farben, Formen und Bewegungen die Schönheit zu erkennen. In der ersten geistigen Auffassung dieser Erscheinungen verhalten sie sich nicht anders als die höheren Tiere. Sie entwickeln sich aber über diese notwendige grundlegende Vorstufe der Erkenntnis des Schönen hinaus, indem sie in der Gliederung der Gestalten, in der Anordnung und den Helligkeitsstufen der Farben und Zeichnungen, in der Richtung und Geschwindigkeit der Bewegungen das Gesetzmäßige anfangs nur dunkel und unklar, allmählig aber immer deutlicher wahrnehmen.

Viele Menschen bleiben immer auf einer kindlichen Stufe der Auffassung des Schönen stehen; den meisten kommt es niemals in den Sinn, nach den psychologischen Gründen ihrer Freude an dem Schönen zu fragen.

Ausgegeben am 1. März.